

RÜCKRAUM MITTE

MARKUS BAUR im Gespräch mit Ralf Lilienthal



Markus Baur, geb. 1971 in Meersburg, verheiratet, 3 Kinder;
Handballer des Jahres 2000 und 2002;
Nationalspieler seit 1994,
227 Länderspiele, 706 Tore;
1. Liga: 93–97 Wallau Massenheim,
97/98 TV Niederwürzbach, 98/2001
HSG Wetzlar, 2001/2007 TBV Lemgo;
2007 Spielertrainer Pfadi Winterthur
(Schweiz), seit Januar 2008 Trainer TBV
Lemgo.

Deutscher Meister 2004,
DHB Pokalsieger 1994 u. 2002,
EHF Pokalsieger 2006,
Europameister 2004,
Olympiazweiter 2004,
Weltmeister 2007.

Ralf Lilienthal | Bevor die deutsche Handballnationalmannschaft mit ihrem Kapitän Markus Baur das Weltmeister-Wintermärchen wahr werden ließ, hat Ihre Sportart ein weniger beachtetes Dasein gefristet – warum ist Handball ein sehenswerter Sport?

Markus Baur | Handball ist athletisch, dynamisch und schnell – eine Mannschaftssportart mit sehr viel Kampf im positiven Sinne. Und gleichzeitig gehören zum Handball Spielwitz, Taktik oder – wenn man so will – angewandte Intelligenz. Und vor allem: Es fallen viele Tore!

RL | Wurde Ihnen der Handball in die Wiege gelegt?

MB | Bei mir stand der Sport immer im Vordergrund. Da mein Vater Handballtrainer war, habe ich natürlich sehr früh Handball gespielt. Trotzdem haben mir meine Eltern alle Freiheiten gelassen, auch andere Sportarten auszuprobieren: Tennis, Skifahren, Leichtathletik, Turnen und Fußball. Doch obwohl ich auch ein sehr guter Leichtathlet war, kam am Ende für mich nur eine Mannschaftssportart in Frage.

RL | War der junge Markus Baur in den verschiedenen Sportarten auffallend fleißig, ehrgeizig oder sogar verbissen?

MB | Natürlich habe ich mich reingehängt. Aber **es war immer eine gewisse Leichtigkeit in meinem Spiel**. Ich habe einen Tennisschläger in die Hand genommen und geguckt, wie die Guten spielen. Ich habe nie Tennisstunden gehabt, nie einen Skilehrer. Zwei mal die Woche Handball, in zwei verschiedenen Mannschaften. Einmal in der Woche Fußball. Sicher habe ich jeden Tag Sport gemacht und trainiert, aber immer locker, in verschiedenen Sportarten, und es hat mir immer Spaß gemacht, gerade auch, weil so viel Abwechslung darin war.

RL | Der Bodenseeraum gilt nicht unbedingt als Hochburg des Handballsports. Wie findet man seinen Weg aus der Handballprovinz bis in die Höhen der Bundesliga und Nationalmannschaft?

MB | Es gab in unserer Gegend tatsächlich wenige Jugendmannschaften, sodass ich als Kind eigentlich immer über meiner Altersklasse gespielt habe, was aber letztlich ein Vorteil war. Nach Oben ging es



Fotos: Wolfgang Schmidt

bei mir nur über Auswahlmannschaften. Mit 11–12 Jahren habe ich nacheinander in den verschiedenen regionalen und überregionalen Auswahlmannschaften gespielt. Mit 14 Jahren war ich in der Jugendnationalmannschaft. Das war auch die Zeit in der ich mich endgültig für den Handball entschieden habe.

RL | Mit der Perspektive einer Profikarriere?

MB | Damals konnte man vom Handball noch nicht leben. Das hat sich langsam entwickelt. Mit 17 habe ich meinen ersten Bundesligavertrag beim Zweitligisten VFL Pfullingen unterschrieben. Das hieß auch, ich musste zu Hause ausziehen, eine eigene Wohnung nehmen, Schule und Abitur selbständig zu Ende bringen. Der Pfullinger Trainer, der auch Trainer der Jugendnationalmannschaft war, wollte mit uns unter Profibedingungen arbeiten. Da war die Schule dann zwangsläufig zweitrangig. Ich wollte einfach nur die nächste Klasse schaffen, das Abitur und dann im Studium – Sport und Geografie auf Lehramt – die Zwischenprüfung und so weiter.

RL | Was dann folgte, war eine Bilderbuchkarriere. Der Schritt in die 1. Bundesliga zum damaligen Meister Wallau Massenheim, seit 94 Nationalmannschaft, Olympiasilber, Weltmeistergold. Wie ist die intensive Bindung zum ostwestfälischen TBV Lemgo entstanden, für den sie äußerst erfolgreich gespielt haben und dessen Bundesligamannschaft sie seit kurzem trainieren?

MB | «Schuld» daran ist die Nationalmannschaft. 2000 hatten wir ein Team, das sich unglaublich gut verstanden hat. Wir haben rumgesponnen und uns vorgestellt, wie das wäre, wenn wir jeden Tag

miteinander arbeiten könnten. Und dann ist das passiert, was im heutigen Handballgeschäft wohl kaum noch einmal passieren wird. Denn als unsere Verträge bei anderen Vereinen zeitgleich ausliefen und Volker Zerbe und Daniel Stephan, die schon lange beim TBV spielten, den dortigen Vorstand überzeugen konnten, spielte ab 2001 mit Ramota, Zerbe, Stephan, Schwarzer, Kehrmann und mir der größte Teil der Nationalmannschaft beim TBV Lemgo. «Mit Freunden Großes erreichen», war unsere Devise und einige Jahre haben wir dann auch so ziemlich alles gewonnen, was zu gewinnen war. Und wir hatten dabei immer richtig guten Spaß.

RL | In der Nationalmannschaft war das auch die Zeit des Stefan Kretschmer – fünf Freunde und ein Medienstar. Wie gut hat das harmonisiert?

MB | Sehr gut. Natürlich war er der Popstar, aber damit hat er viel für unseren Sport getan. Während er im Fokus des öffentlichen Interesses stand, konnten wir uns ganz auf das Wesentliche konzentrieren. Er war eine dominante Persönlichkeit, keine Frage, aber wir wussten, wenn wir ihm den Ball geben, ist er zu 90 % drin. Wir hatten viel Spaß, auch außerhalb des Spielfelds!

RL | Was die Nationalmannschaft betrifft, so haben Sie dort die überwiegende Zeit unter Bundestrainer Heiner Brand gespielt und galten seit langem als sein verlängerter Arm. «Markus Baur», konnte man lesen, «setzt das um, was Heiner Brand sich als nächstes überlegen wird». Worin ist diese kongeniale Beziehung begründet?

MB | Sie hat sich in dem Maße entwickelt, wie sich die Leistung der Mannschaft entwickelt hat. Mit den ersten Erfolgen bekam das ►



MARKUS BAUR |

► anfängliche Vertrauensverhältnis eine solide Basis. Entscheidend war aber, dass ich Handball ähnlich denke, dass für mich Handball genau so funktioniert, wie Heiner Handball spielen lässt. Strukturierter Aufbau, Verantwortung für die Situation, klare Aufgabenverteilung – du kannst die Leute, die seit Jahren dabei sind, um vier Uhr nachts wecken und die spielen das im Halbschlaf runter. Auch wenn wir auf den meisten Positionen oft individuell schwächer besetzt sind als andere Nationen – wie zum Beispiel Frankreich – können wir als Mannschaft ein so großes Repertoire abrufen, dass wir damit in jedem Turnier zu den Topteams gehören.

RL | Ihre eigene Position «Rückraum Mitte» ist die Spielmacherposition, die heute von so körperbetont spielenden Typen wie Nicola Karabatic besetzt wird. Ihr Spiel scheint sich davon deutlich zu unterscheiden?

MB | Karabatic ist ein Shooter. Mimi Kraus, der jetzt in Lemgo Rückraum Mitte spielt, ist auch einer. Ein richtiger Shooter schießt immer, der hat immer die Hand am Abzug. In jungen Jahren habe ich auch viel geworfen, vor allem, weil ich anders gedacht habe und meist einen Tick schneller war als die anderen. Entscheidend waren aber immer die Mannschaft und die jeweils optimale Aktion. Daher habe ich in einem Spiel vielleicht nur zwei Mal aufs Tor geworfen und in einem anderen fünfzehn Mal. Trotzdem habe ich einen Haufen Tore gemacht. Stefan Lövgren spielt ähnlich, aber es gibt nicht mehr viele, die so spielen wie wir.

RL | Nach Ihrem Abschiedspiel in Lemgo hat der Präsident gesagt: «Es gibt wohl nur wenige Spieler auf der Welt, die ein Handballspiel so lesen können, wie Markus Baur.»

MB | Nun ja ... Es hat nicht immer geklappt, aber ich habe mich immer darum bemüht.

RL | Wenn es nach Heiner Brand gegangen wäre, hätten Sie noch das olympische Turnier in Peking spielen sollen. Ihre Absage hat ihn und Handballdeutschland nicht gerade glücklich gemacht.

MB | Mich auch nicht. Peking hätte der krönende Abschluss meiner Spielerkarriere werden können. Aber kann man als Trainer sein Team drei Monate alleine lassen? Wenn ich am 28. Juli aus Peking zurück bin und sechs Tage später mein erstes Spiel verliere, dann ist es der Vereinsführung herzlich egal, ob Markus Baur Gold geholt hat – oder auch nicht. Trotzdem ist Olympia auch nach drei Olympiaden und einer Silbermedaille sportlich für mich immer noch das Größte. Das ist alle vier Jahre wie eine Art Familientreffen, mit einer unglaublich dichten Atmosphäre und der einmaligen Gelegenheit, andere Sportarten und natürlich die Sportler wahrzunehmen. Aber Olympia ist nicht alles, und wer kriegt schon die Chance, als junger Trainer bei einem so etablierten Bundesligisten zu arbeiten?

RL | Wie schafft man es, als Leistungssportler in die Weltspitze vorzustoßen und über so viele Jahre sein Niveau zu halten?

MB | Vor allem braucht man ein hohes Maß an Disziplin. Beim Sport wohl noch mehr als in vielen anderen Berufen. Auch deswegen, weil der Körper im Sport das höchste Gut ist und man nicht nur im Training klug mit diesem Instrument umgehen muss. Talent ist natürlich die andere Grundvoraussetzung. Es gibt einfach Spieler, die nicht so viel tun müssen wie andere. Aber wenn diese anderen viel mehr machen, wenn sie bereit sind, alles zu geben, dann ist

«... Trotzdem ist Olympia auch nach drei Olympiaden und einer Silbermedaille sportlich für mich immer noch das Größte. Das ist alle vier Jahre wie eine Art Familientreffen, mit einer unglaublich dichten Atmosphäre und der einmaligen Gelegenheit, andere Sportarten und natürlich die Sportler wahrzunehmen. Aber Olympia ist nicht alles ...»

Talent nicht mehr unbedingt das Wichtigste. Denn **nur die, die sehr gut sind und immer noch besser werden wollen, bleiben dort oben in der dünnen Luft übrig.** Und das potenziert sich dann noch einmal im Team. Manchmal hat man einen schlechten Tag und geht nicht besonders freudig zum Training. Aber wenn das Team stimmt und die Einstellung, dann hat man nachher doch anderthalb Stunden Spaß gehabt und wundert sich! Handball ist ein Mannschaftssport. Ohne die Bereitschaft im Team zu arbeiten, geht gar nichts. Wenn eine Mannschaft aus lauter Einzelgängern besteht, dann wird der Erfolg der Gemeinschaft in Frage gestellt – sogar dann, wenn die Einzelgänger auf ihrer Position die besten Spieler der Welt sind – das ist, wenn man so will, der «Real-Madrid-Effekt». Und ganz persönlich gehört für mich zum Erfolg auch der Rückhalt in der Familie. Dorthin ziehe ich mich zurück, dort tanke ich neue Energie. Energie, die dann vom Team und vom Publikum wieder abgerufen werden kann.

RL | Ab sofort ist Markus Baur «nur noch» Trainer des TBV Lemgo. Zusammen mit Volker Zerbe (als Manager) und Daniel Stephan (als Sportlicher Leiter) bilden Sie ein Triumvirat ehemaliger Weltklassespieler, das die ambitionierten Ziele des Vereins umsetzen wird. Mit welchen Erwartungen für sich selber gehen Sie in Ihre Arbeit?

MB | Die Rahmenbedingungen beim TBV sind denkbar günstig. Ich habe dreieinhalb Jahre Zeit, das Team in die Spitzengruppe des deutschen Handballs zu führen. Auf der Basis von Vertrauen, ohne die Angst, von Spiel zu Spiel in Frage gestellt zu werden. Zeit zu haben, ist eine wichtige Voraussetzung, wenn man eine Spitzenmannschaft werden will. Teams müssen zusammenwachsen. Man verfolgt eine Struktur, baut auf, ergänzt, zieht erneut seine Schlüsse. Ich gehe davon aus, dass wir in drei Jahren ganz oben dabei sein werden. ■



www.urachhaus.com

160 Seiten, kartoniert
€ 16,50 (D) / € 17,- (A) / sFr 30,-
ISBN 978-3-8251-7532-0

Innere Balance finden – und halten

Der niederländische Arzt Jaap van de Weg zeigt in seinem neuen Buch Wege, wie wir unsere Persönlichkeit stärken und besser verstehen können, das Bedeutende vom Unbedeutenden zu unterscheiden.

Er beschreibt anschaulich, welche Auswirkungen Veranlagungen, das Temperament und Einseitigkeiten des Charakters auf unser Leben haben. Begleitet von einfachen praktischen Übungen schildert er, wie wir solche Einseitigkeiten und Schwächen überwinden können, um zu unserer wahren Identität zu finden und – nicht zuletzt – den Umgang mit unseren Mitmenschen einfacher gestalten können.

Einige Themen: Quellen der Verwirrung: Wenn die Seele den Körper krank macht / Konstitution, Temperament, Seelentyp / Loslassen und Abgeben • Abstand gewinnen können: Innere Haltungen, Gewohnheiten und die Erfahrungen der Grenzen / Praktische Seelenübungen